

# Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers [Fortsetzung]

Autor(en): **Niederberger, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **22 (1881)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007847>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers.

(Fortsetzung.)

Voriges Jahr hatte ich den Leuten so halbwegs das Versprechen gemacht, wenn mir Gott das Leben schenke, so wolle ich im nächsten Kalender noch etwas von Neapel bringen. Da mir nun der Tod, der inzwischen manches jüngere und kräftigere Leben dahin gerafft, so gnädig verschont hat, so will ich nun Wort halten.

Schon vor unserer Abreise nach Italien war mir der Gedanke durch den Kopf gefahren, so ein Ausflug von Rom nach Neapel wäre eigentlich auch nicht übel und es sei nicht gewiß, daß ich's nicht probiere. Und einzelne Herrn, die Neapel kennen, meinten, es wär' doch Sünd' und Schad', wenn ich den schönen Anlaß, Neapel zu sehen, nicht benützte; und sie gingen mir auf das Freundlichste mit guten Rätthen und Empfehlungen an die Hand. Als ich mir dann in Rom die ersten und größten Merkwürdigkeiten ein wenig angesehen und schon zweimal das Glück gehabt hatte, einer Audienz beim hl. Vater beiwohnen zu können, so wurde nun dieser Abstecher nach Neapel in ernste Erwägung gezogen. Verstand und Herz und Wille und Wanderlust und gute Freunde, kurz Alles gab mir den Rath, ich soll's wagen. Ein Weg von 50 Stunden sei früher schon eine ordentliche Reise gewesen; aber heutigen Tages sei das ein Bagatell; und gehe ich jetzt nicht, so sehe ich jedenfalls Neapel mein Lebtag nicht mehr.

Das wäre freilich Alles wahr und wär' schön, dachte ich; aber . . . Wenn allemal daheim etwa eine neue Straße vor die Landsgemeinde kommt, oder sonst etwas, das viel Geld kostet und dann viele schöne Reden geredet werden, wie schön das wär' und wie commod für „Leut' und Beh“ und wenn sie ihnen Bravo rufen und jauchzen, da kommt hintenher der Landsätelmeister und meint zwar auch, es wär' schön, aber das Ding koste so und so viel und der Kasse fang' es an zu bösen u. s. w. Da macht dann doch manch' Einer ein bedenkliches Gesicht und rechnet im Stillen aus, wie viel es

ihm treffe, daran zu zahlen. So ging es auch mir bei meinem schönen Vorhaben, Neapel zu sehen. Ein forschender Blick in meine Kasse kühlte meine Wanderlust um ein Merkliches ab. Mein Papiergeld wurde von Tag zu Tag immer kleiner und meine goldenen Bagen immer dünner; und mit Schulden davon, das hätte sich für Unser-ein' nicht geschickt, das schickt sich nur für „große Herrn“; und vergeben reisen, das können nur die ordinären Spitzbuben; und mit den italienischen Landjägern, obwohl sie sehr nette und noble Leute sind, hätte ich nicht gerne Bekanntschaft gemacht, weil sie nicht deutsch können und auch sonst nicht. Mein projektirter Ausflug nach Neapel war also eine Geldfrage. Doch die Finanzfragen sind dem Unterwaldner keine Lieblingsache. Wenn allemal an der Landsgemeinde zuletzt die Staatsrechnung kommt und die Landessteuer, so geht fast Alles davon. Dießmal machte ich es auch so und ging — nach Neapel. Ein werther Herr aus Beckenried, der auf der Hochzeitreise war und gut italienisch spricht, war mein Reisegefährte. Daß er auch seine treue Ehehälfte bei sich hatte, versteht sich von selber und müßte hier nicht besonders bemerkt werden, wenn man nicht voriges Jahr in den Zeitungen gelesen hätte, wie ein ehrfamer Hochzeiter aus Böhmen seine Hochzeitreise auf Anrathen seiner lieben Ehefrau ganz mutterseelenallein gemacht habe, weil sie eben meinte, sie wollen gleich Anfangs haufen und sparen; weil aber doch eine Hochzeitreise zur Sach' gehört, so soll er eine machen, jedoch allein, sie wolle unterdessen daheim „gaumen“, es koste dann um so und so viel weniger. Dem treuen Eheherrn hatte die Meinung auch eingeleuchtet und so machte er seine standesgemäße Hochzeitreise allein. Doch jetzt auf die Bahn nach Neapel!

¶.

Da es in Unter-Italien gegen Mitte Mai schon sehr warm wird, so wählten wir den Eisenbahnzug,

welcher Abends 11 Uhr von Rom abgeht. Ich thät's aber ein andermal nicht mehr; denn der Schlaf und Anderes, was man zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens rechnet, plagte mich die ganze Nacht gar sehr. Während andere Mitreisende den Schlaf der Gerechten schliefen, konnte ich kein Aug' zuthun; erst gegen Morgen schlummerte ich ein wenig ein. Beim Erwachen sahen wir bereits den Berg Vesuv, aus dessen Gipfel eine dicke, weißgraue Rauchsäule, wie aus einem Kamin, zum Himmel emporsteigt. Um 6 Uhr Morgens waren wir in Neapel. Weil es gerade Sonntag war und ich nüchtern geblieben, so wollte ich gerne die hl. Messe lesen. Wir suchten also eine Kirche auf, was in Neapel keine große Schwierigkeit hat, indem die Stadt gegen 300 Kirchen zählt; schwieriger aber war es, in eine hineinzukommen; denn vor 7 Uhr fanden wir keine offen. Als wir endlich nach längerem Herumlafen eine offen fanden — ich glaube, es war eine Franziskanerkirche — begab ich mich in die Sakristei, präsentirte einem anwesenden Ordensmann meine Schriften und bat um die Erlaubniß, die hl. Messe zu lesen. Ein katholischer Geistlicher muß nämlich, wenn er in einer fremden Kirche Messe lesen will, um Erlaubniß fragen. Nur die Altkatholischen dringen unter dem Schutz und Schirm von Landjägern in die Kirchen hinein und machen da, was sie wollen, als wären sie allein Herr und Meister. — Mein guter neapolitanischer Ordensmann muß aber in meinen Schriften von Ehur ein Haar gefunden haben, oder vielleicht war es nur ein Bruder, der nicht lateinisch verstand; er redete wenigstens nur „wälsch“ mit mir, was ich leider nicht verstehen, aber doch so viel merken konnte, daß es da aus dem Meslesen nichts gebe; warum, das wußte ich nicht; er wird es wohl gesagt haben, aber ich habe es nicht verstanden. Ein Mann, der es bemerkt hatte, winkte mir ihm zu folgen und führte mich in höflichster Weise in eine andere Kirche; beim Portal hielt er natürlich seine Hand hin, um ein paar Soldi zu empfangen und überließ mich dann meinem Schicksal. Das gegebene Trinkgeld mußte mich übrigens nicht gereuen; er hatte mich in die Kirche der „Kongregation vom kostbaren Blut“ geführt, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde und nach Vorweisung meiner Schriften sogleich die hl. Messe lesen konnte. Der gute Bruder, der mir am Altare diente, erbaute mich sehr durch sein ehrerbietiges Benehmen und

seine Andacht, was man sonst nicht allen Altardienern, am allerwenigsten denen von Neapel, nachreden kann. Denn als ich des andern Tags in einer andern Kirche Messe gelesen, diente mir ein etwa 20jähriger Bursche, welcher während der ganzen Messe, wenn er nicht gerade etwas Anderes zu thun hatte, sich neben dem Altar auf einem Sessel mit weit ausgestreckten Beinen, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, kommod machte und nicht einmal bei der hl. Wandlung aufgestanden ist. Es ist eben nicht überall der gleiche Brauch. Vielleicht haben wir auch manchen Brauch bei uns, der den Neapolitanern nicht gefiele. Uebrigens muß ich dann auch mit Anerkennung bemerken, daß bei jeder hl. Messe, die ich in Neapel gelesen, eint' und andere Männer kommunizirten und zwar mit großer Andacht. Aufgefallen ist es mir, als ich Männer in den Sakristeien ziemlich laut beichten hörte, obwohl andere Leute ganz nahe dabei waren. Man hätte sie ganz gut verstehen können. Ich hatte geglaubt, der Beichtvater oder der Beichtende höre etwa nicht gut. Seither habe ich aber vernommen, die italienischen Männer nehmen es überhaupt mit dem Leisesprechen beim Beichten nicht so genau, wie die Deutschen.

Es war mir zu Hause für den Fall, daß ich nach Neapel gehe, der „Gasthof von Genf“ angerathen worden. Ich mußte es nicht bereuen, daß ich dem Rathe gefolgt; denn wir waren da gut und verhältnißmäßig billig bedient und, was mich noch besonders freute, der Portier war ein gemüthlicher Deutscher aus dem Schwabenland. Unsere Zimmer waren sehr schön, freilich etwas weit oben, so daß Unser ein jedesmal ziemlich müde Beine hatte, bis man droben war. In Neapel sind eben die Häuser ungemein hoch. Ich mußte bis zu meinem Zimmer über mehr als 100 Tritte hinaufgehen und war noch nicht im obersten Stockwerk. Auch sind die Zimmer sehr hoch, so daß ich in dem meinigen mit meinem Stock noch bei Weitem nicht an die Diele hinauflangen konnte.

Es hat aber auch sein Gutes, hoch oben zu sein. Man hört noch genug von dem entsetzlichen Lärm, welcher in den Straßen von Neapel vom Morgen bis in die Nacht hinein „verführt“ wird. Wenn man daheim alle Schulkinder spielend vor dem Haus hätte, — und die haben doch auch ein ziemlich gutes Stimmwerk — so wäre das noch nichts dagegen. Es ist aber in Neapel nicht bloß die liebe

Schuljugend, es sind Männer und Weiber, jung und alt, welche so ziemlich den ganzen Tag für den ergiebigsten Lärm sorgen. Ich will aber diesen guten Leuten dafür durchaus nicht zürnen. Ihre Profession bringt es so mit sich. Ein großer Theil von dem, was die 4—500,000 Neapolitaner essen wollen, kommt Tag für Tag vom Land herein. Da sieht man täglich ganze Schaaren von Eseln und Maulthieren und andern Leuten mit allerhand Lebensmitteln über und über bepackt, in die Stadt kommen. Die Einen bringen Milch und Butter oder kommen gar mit ihren Rühlein oder mit einem Kuppel Geißen in die Stadt und führen sie von Haus zu Haus, wo sie dann nach Bedarf gemolken werden. Andere kommen mit Eiern oder Hühnern und andern Geflügel; Andere bringen Erdäpfel, Bohnen, Salat, Kraut und Kohl und was man sonst in Gemüsegärten pflanzt; wieder Andere Kirschchen, Beeren, Zitronen, Pomeranzen und Alles, was auf den Bäumen wächst. Und was Jeder bringt, das nimmt er nicht gerne mit sich heim, er muß eben auch seine Bagen dafür haben, daß er wieder zahlen und steuern und mit Weib und Kind nothdürftig leben kann. D'rum geht er, bis er Alles verkauft hat, von Straße zu Straße, von einem Haus zum andern und ruft seine Waare aus, damit es die Leute bis in's oberste Stockwerk hinauf hören können. Und weil eben die Häuser gar so hoch sind und der Lärmer eine ganze Region ist, so schreit natürlich ein Jeder so laut es menschenmöglich ist; denn nur ordinäres lautes Rufen wäre da vergebliche Arbeit, besonders wenn noch ein Duzend Esel miteinander dazu sekundiren.

Aber wenn auch täglich Viel von Land und Meer in die Stadt hinein kommt, so trifft's doch gar vielen Neapolitanern beim Essen nur schmale Portionen. Es kommt ihnen wohl, daß sie Italiener sind und von „z'Nüni und z'Füfi“ nichts wissen; zwei-, dreimal im Tag ein Stück Brod genügt ihnen; und wenn sie noch hin und wieder etwas Polenta dazu haben, so meinen sie, wie gut sie's heute haben.

Ich bin schon in vielen Städten herumgekommen, aber einen größern Abstand zwischen Reich und Arm habe ich noch nirgends gesehen, als in wenigen Tagen in Neapel. Wir standen eines Abends am „Rorjo“ zur Zeit, wo gewöhnlich die Vornehmen in ihren prachtvollen Kutschen oder auch zu Pferd ihre Spazierfahrten machen. Wir schauten wohl

eine Stunde lang, aber ich glaube, es wäre während dieser Zeit keinen Augenblick möglich gewesen, von einer Seite der Straße auf die andere hinüber zu gehen, ohne überfahren zu werden; Kutsche an Kutsche, eine schöner und kostbarer als die andere, versperrten sie die sehr breite Straße ununterbrochen; Alles in Glanz und Wir und in Salomonischer Pracht. Nun, ich will's diesen Herrschaften nicht verargen; sie haben's und vermögen's. Auch soll man sie nicht beneiden; sie haben sicher auch ihr Kreuz und haben sie kein's, so machen sie ein's, oder bilden sich eines ein und die quälen oft am allermeisten. Auch kann unter Sammt und Seide und unter all' dem Flitterglanz ein frommes, demüthiges Herz verborgen sein, wie unter einem elenden Kittel Stolz und Hoffahrt sich verbergen kann. Und der Unterschied der Stände liegt nun einmal im Plane der göttlichen Vorsehung; Gott will Reiche und Arme haben auf der Welt und im Himmel ist Platz für beide Theile, wenn sie wollen; der Reiche kann ihn erkaufen durch Wohlthun, der Arme durch Geduld. Und wenn sie einander dulden wollten und der Reiche den Armen nicht verachtete und der Arme den Reichen nicht beneidete, so wäre auch schon auf Erden Platz genug für Alle und die christliche Liebe könnte und sollte eine Brücke bauen über die große Kluft, die zwischen Reich und Arm besteht.

Doch ich wollte ja eigentlich von dem großen Abstand etwas sagen, wie ich ihn in Neapel zwischen Reich und Arm gefunden. Ich bin freilich in die Paläste jener hohen Herrschaften, die ich da auf ihren Spazierfahrten gesehen, nicht hineingekommen. Aber da fehlt gewiß kein Nagel an der Wand und nichts, was Aug' und Herz erfreuen kann; und in Küche und Keller wird auch kein Mangel sein. Des andern Tages nun hatte ich nur so im Vorbeigehen Gelegenheit, auch das Gegenstück, die Armen zu sehen. In ihre Häuser bin ich zwar auch nicht gekommen, denn die haben keine. In Neapel sind Tausende und Tausende, die gar keine Behausung haben und kein Obdach. Denen macht Mittemärz und der Hauszins wenig Kummer; sie wissen schon, daß der liebe Gott ihnen die Behausung unter seinem schönen, freien Himmelzelt, so lange sie leben, nicht aufkündet und für den Hauszins sie auch nicht pfändet. Sie wohnen auf der Gasse; sie kochen auf der Gasse, sie schlafen auf der Gasse, selbst ihr Mittagsschläfchen an der heißen, neapolitanischen

Sonne lassen sie sich nicht nehmen; und haben sie was zu arbeiten, so thun sie es auf der Gasse, wie überhaupt auch viele Handwerksleute ihre Profession auf der Gasse betreiben. Wir sahen da Schneider und Schuster, Schlosser und Schreiner, Schmied' und Wagner, Alles durcheinander und Alles auf der Gasse; und die Weiber machten Makkaroni, jene weltberühmten, neapolitanischen Makkaroni, die ich und andere Leut' in Rom so gern gegessen, aber nachdem ich in Neapel gesehen, wer und wie man sie macht, mehrere Tage lang, in Gottes Namen! nicht mehr essen konnte; später aß ich sie wieder und sie haben mir wohl gethan.

Für diese Tausende von Armen war es ein harter Schlag, daß die Regierung des Viktor Emanuel die Klöster aufgehoben und die vielen kirchlichen Stiftungen in den bodenlosen Staatsfädel geworfen hat. Früher hatten die Ordensleute, wie sie's überall thun, von ihrem Vermögen und selbst von ihrem erbettelten Almosen den Armen in Noth und Krankheiten in christlicher Liebe geholfen. Jetzt haben diese guten Klosterleute, wenn sie auch bis zu ihrem Aussterben noch beisammen sein können, kaum selber zu leben und müssen mit den Armen selber Noth leiden. — Das ist eben an allen Orten, wo man Klöster aufhebt, der Fluch der bösen That: Es hat Niemand etwas davon, als auf einige Zeit etwa ein paar Herrn, welche beim Ausplündern am nächsten dabei sind und die längsten Finger haben. Dem Staat bleibt gewöhnlich nichts, als der Fluch Gottes und Schulden auf Schulden; dem Volk, dem man goldene Berge versprochen, Enttäuschung und eine neue vermehrte Auflage des Steuerrodels; den Armen größeres Elend. So war es zu allen Zeiten und an allen Orten. Die Kantone der Schweiz, wo man eben auch mit Klostergut reich werden wollte, wüßten davon zu erzählen. All' die Millionen, die man eingesackt, sind längst versflogen, nur die Schulden sind geblieben und die Steuern, daß es den Leuten darob grauset. Und wie viel diejenigen, welche nach der Aufhebung der Klöster „Herrn“ geworden sind, an den Tod bringen werden, das weiß Gott; Viele davon sind längst verlumpet; Andere sind sonst elend ab der Welt gegangen und wie's Andern noch geht, wird die Zeit lehren. Aber sicher kommt früher oder später der Tag, wo sie selber oder ihre Kinder und Kindeskinde werden sagen müssen: Ungerechtes Gut thut nicht gut. Die Italiener sagen es jetzt schon und mit Grund. Es ist in neuerer Zeit in

keinem Staate der Welt so viel Kirchen- und Klostergut von Regierungswegen eingesackt worden, wie im unglücklichen Italien. Und doch eine so ungeheure Schulden- und Steuerlast und Noth und Elend, daß Gott erbarm'!

Es geht aber auch darnach mit diesen Kloster- gütern und Stiftungen, seitdem sie von der Regierung zu Handen genommen und von ihr verwaltet werden. Hier von hundert Beispielen nur ein's aus Neapel. Das dortige Armenhaus hat, wie italienische Zeitungen berichten, ein Stiftungsvermögen von 25 Millionen, also jährlich 1 Million und 250,000 Fr. Zins. Da gegenwärtig nur 2000 Personen darin unterhalten werden, so träfe es auf den Kopf im Jahr 625 Fr. zu verbrauchen. Das wäre so übel nicht, besonders für Italiener, die mit Wenigem zufrieden sind. Und es wird mancher Arme, wenn er das liest, bei sich denken: Wenn ich doch nur auch ein Neapolitänener wär'; so möcht' ich's auch erleiden. Aber nur nicht zu früh gejubelt! Schau' dir mal zuerst den Küchenzettel an; der scheint mir ziemlich mager. Täglich ein Pfund Brod; ein wenig Makkaroni oder abwechselnd ein Griesbrei, ob gut oder schlecht gekocht, weiß ich nicht — und zweimal in der Woche ungefähr der fünfte Theil von einem Pfund Fleisch. Also die Kost gar nichts extra. Und doch in der Rechnung noch ein Rückschlag! Wo mag's da fehlen? Frag' nicht lange. Was früher größtentheils um Gotteswillen gethan wurde, das thun jetzt die Angestellten der Regierung nur um schweres Geld. Die Regierung muß eben gar vielen Hungerleidern, welche zu ihren unsaubern Geschäften mitgeholfen, jetzt Brod verschaffen, damit sie's Maul halten und nicht abtrünnig werden. Und weil die Regierung selber meistens großen Ueberfluß an Geldmangel hat, so gibt sie ihren Kreaturen eine Anstellung in der Verwaltung der aufgehobenen Klöster oder anderer reichen Stiftungen, damit sie sich an einem fremden „Barnen“ mästen können. So hat sie's auch gemacht mit der reichen Stiftung des Armenhauses in Neapel. Da hat sie — Drucker druck' mir's recht — 708 Angestellte, von denen manch' Einer eine viel größere Besoldung hat, als unsere 11 Hrn. Regierungsräthe als solche alle zusammen. So sind z. B. in dieser neapolitanischen Armenverwaltung 38 Mitglieder, von denen keines minder als 4000 Fr. Jahreslohn bezieht, Einzelne sogar bis 5000 Fr.; ja der Direktor hat sogar 14,000 Fr. Alle Angestellten zusammen be-

ziehen einen Jahreslohn von 197,000 Fr. So füttert das italienische Regiment seine Anhänger aus einer Armenstiftung! Und damit den Herrn, die noch höher oben sind, doch auch noch etwas bleibe, so muß das Armenhaus von Neapel noch alljährlich das Bagatell von 89,000 Fr. an den Staatsfädel steuern. So zieht also die italienische Regierung nur dem Armenhaus von Neapel jährlich 286,000 Fr. für sich und ihre Angestellten ab. So berichten unverdächtige italienische Zeitungen. Kein Wunder, daß der Speiszeffel für die Armen mager ausfällt. Aber auch kein Wunder, daß trotz den enormen Einnahmen des Königreichs kein Segen, sondern eine immer größere Schuldenlast ist.

Noch ein anderes Muster, wie es geht, wenn der Staat seine Hand über religiöse Stiftungen schlägt. In Neapel ist auch eine Stiftung für verwahrloste oder ausgefetzte Kinder. Dieselbe hat jährlich eine halbe Million Zins. Mit dem könnte man schon viele Kinder erhalten und sie gut ernähren und gehörig pflegen. Da weiß ich nun nicht, wie viel die Regierung für sich und ihre Angestellten davon abzwackt. Muthmaßlich wird sie verhältnißmäßig nicht minder davon nehmen, als vom Armenhaus. Auch weiß ich nicht, wie diese armen Geschöpfe gehalten werden. Aber das berichten die italienischen Blätter, daß in dieser Anstalt, seit die Regierung die Hand darüber geschlagen, eine große Sterblichkeit herrscht. Nach einer durchschnittlichen Berechnung sind in derselben in den letzten Jahren alljährlich von 100 Kindern 82 gestorben. Was da schuld ist, weiß ich nicht und will es nicht untersuchen. Aber das hat man wenigstens nirgends gelesen, daß etwa darum so Viele sterben, weil's ihnen die Regierung zu gut gebe. — Welch' einen Heidenlärm würden die radikalen Zeitungen „verjähren“, wenn dergleichen Dinge aus einem katholisch regierten Lande berichtet werden könnten! Uebrigens würden die Italiener, wenn sie das läsen, mir wahrscheinlich sagen: 's Maul zu, Schweizer, 's ist z' Bern oben auch nicht Alles „kauscher“; und da hätten sie eigentlich auch etwas recht. Darum ist jetzt genug von der Sach' geredt und wir gehen über zum zweiten Theil.

### III.

Im Brevier der Geistlichen kommt am 19.

Herbstmonat der hl. Januarius vor. Derselbe lebte vor circa 1600 Jahren und war Bischof in Benevent, welches später zum Kirchenstaat gehörte. Unter den Christenverfolgern Diokletian und Maximian wurde er um des christlichen Glaubens willen gefänglich eingezogen und in einen glühenden Ofen geworfen, blieb aber wunderbar gänzlich unverletzt, so daß das Feuer weder seine Kleider noch sein Haar versengte. Nachdem er weitere Tormente ausgehalten, wurde er mit mehreren andern Christen geistlichen und weltlichen Standes in's Amphitheater geführt, um da den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Da aber die wilden Bestien, statt die Heiligen zu zerreißen sich ihnen vielmehr ganz zahm zu Füßen legten, befahl der Tyrann, den Januarius und seine Gefährten zu enthaupten, worauf er plötzlich erblindete, aber durch das Gebet des hl. Januarius das Augenlicht wieder erhielt. Durch dieses Liebeswerk des Heiligen und das geschehene Wunder wurden die Zuschauer so gerührt, daß sich nahezu 5000 Heiden zum Christenthum bekehrten; nur der undankbare Tyrann blieb verstockt; ja die Bekehrung so vieler Heiden brachte ihn in eine solche Wuth, daß er dem hl. Bischofe und seinen Gefährten sofort das Haupt abschlagen ließ. Der Leichnam des hl. Januarius wurde zuerst in Benevent begraben, später aber nach Neapel gebracht, wo er jetzt noch in einer zu seiner Ehre erbauten prachtvollen Kirche ruht, hochverehrt vom gläubigen Volke und im Lauf der Zeiten von Gott mit vielen Wundern verherrlicht, wovon ich nur Eines anführen will, weil es sich seit undenklichen Zeiten alljährlich wiederholt und sonst von keinem andern Heiligen gelesen wird.

Die ersten Christen pflegten, wie ich früher schon von Rom berichtet habe, das vergossene Blut eines hl. Märtyrers als eine kostbare Reliquie mit Schwämmen zu sammeln und es in Glas- oder Krystall-Gefäßen sorgfältig aufzubewahren, was auch beim hl. Januarius geschah. Natürlicherweise muß dieses Blut in den Gefäßen nach und nach ganz zutrocknen, so daß nur noch eine dürre Kruste übrig bleibt. So geschah es auch mit dem Blute des hl. Januarius. Aber wunderbar; so oft das Blut dieses hl. Märtyrers, welches in einer besondern Kapelle aufbewahrt ist, in die Nähe seines hl. Hauptes gebracht wird, wird dasselbe sogleich flüssig, wie wenn es soeben vergossen

worden wäre. Das ist nicht etwa, wie vielleicht Manche denken möchten, bloß einfältiger Volksglaube. Tausende von gebildeten Männern geistlichen und weltlichen Standes, gelehrte Universitäts-Professoren, berühmte Aerzte und Naturforscher haben im Laufe der Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag diese wunderbare Erscheinung mit eigenen Augen gesehen, auf das Gewissenhafteste geprüft und ganze Bücher geschrieben, um die Richtigkeit dieses Wunders zu beweisen.

Regelmäßig wird zweimal im Jahr, nämlich im Mai und, wenn ich nicht irre, im Christmonat, in feierlicher Prozession das hl. Haupt zu dem Altare hingetragen, wo das Blutgefäß aufbewahrt wird und jedesmal erneuert sich dieses Wunder. Bei brennenden Kerzen reicht dann 8 Tage lang zu bestimmten Stunden ein Priester in Chorrock und Stole das Blutgefäß dem Volke zum Kusse dar. Als wir nach Neapel kamen, war eben der zweite Sonntag im Mai, gerade der letzte Tag, an welchem dieß alljährlich im Frühling zu geschehen pflegt. Wir schätzten uns glücklich, noch zur rechten Zeit angekommen zu sein, um dieses vor anderthalb tausend Jahren für Christus vergossene Blut eines so hochberühmten Märtyrers zu sehen und zu verehren.

In Neapel wären noch viele andere Heiligtümer und Merkwürdigkeiten zu sehen. Aber da ich nur ganz wenige Tage dort bleiben wollte, so mußte ich mich mit Wenigem begnügen, besonders da ich mir vorgenommen hatte, einige weitere Ausflüge zu machen. Uebrigens wenn ich auch weiter nichts gesehen hätte, als Neapel selber, so würde ich es nie bereuen, dahin gegangen zu sein. Eine Stadt an den schönen Ufern eines See's ist, besonders wenn sie an und für sich schön ist, doppelt schön. Wem gefällt nicht an einem schönen Frühlingstag z. B. Luzern oder Zürich und selbst das kleine Zug? Oder wenn z. B. Beckenried eine Stadt wäre, die sich, wie in Neapel in lauter weißen Häuserreihen mit Hunderten von Thürmen und prachtvollen Ballästen mit ihren flachen Dächern ausdehnte, dem See entlang bis nach Buochs, wer würde das an einem schönen Frühlingsmorgen nicht herrlich finden? So liegt Neapel in einem bemerkbaren Halbkreis an einem wunderschönen Meerbusen, eine Stadt mit beinahe einer halben Million Einwohner; es dehnt sich aus bis nach Portici, dem ehemaligen Herculaneum und weiter bis nach

Nesina, so daß es mit diesen zwei Städten gleichsam nur eine Stadt ausmacht. Den Hintergrund bilden sanft aufsteigende Anhöhen mit ihren grünen Wiesen, herrlichen Fruchtbäumen, Weinbergen, Gärten, Schlössern und Landhäusern, prächtigen Alleen und Spaziergängen. An diesen malerischen Hintergrund lehnt sich terrassenförmig die unabsehbare Reihe von Häusern, die meistens weiß sind und platte Dächer haben, so daß man auf denselben spazieren und wenn man will, auch Blumen- und Gemüsegärten anlegen kann. In einiger Entfernung erhebt sich majestätisch der feuerspeiende Berg Vesuv, aus dessen Gipfel, wie schon oben bemerkt, immerwährend und bei Windstille bolzgerade, eine grauweiße Rauchwolke hoch in die blauen Lüfte aufsteigt. Wenn es dunkel Nacht ist, so sieht man statt der Wolke eine große Feuerrothe.

Was die Schönheit Neapels noch erhöht, ist die wundervolle Aussicht auf den Meerbusen, dessen Ufer von den herrlichsten Landschaften mit Städten und Dörfern umrahmt sind. In der Ferne sieht man schöne Gebirge, die mich viel an unsere Alpen mahnten und nicht so blaß und bleich aussehen, wie sonst viele Berge in Italien, sondern so frisch grünen, wie unsere Alpen; näher liegt die prachtvolle Insel Capri, berühmt durch eine wunderschöne unterirdische Felsengrotte, zu welcher der Eingang so eng und niedrig ist, daß die Leute, welche da hineinfahren, sich im Schiffelein niederlegen müssen; daher kann man nur bei ruhigem Meere hineinkommen. Diese Insel ist nicht weniger berühmt durch den ausgezeichneten Wein, der hier wächst. Leider mußte ich auf das Vergnügen verzichten, diese Insel zu besuchen, denn das Meer war etwas unruhig und ich hatte schon zu viel von der greulichen Meerkrankheit gehört, als daß ich Lust gehabt hätte, an mir selber eine Probe davon zu machen und mir die paar vergnügten Stunden in Neapel damit zu verderben. Ich habe es daher vorgezogen, im Land oder auf dem Land zu bleiben und mich ehrlich — mit einem Gläschen vino Capri zu erfrischen und dabei der schönen Insel zuzurufen: Von Ferne sei herzlich begrüßet, du stilles Gelände am See! — Neapel muß übrigens schon den Alten wohl gefallen haben, denn das Sprüchwort ist schon alt: Neapel sehen und dann sterben! Uebrigens wäre ich nicht ganz dieser Meinung und ich könnte nicht

sagen, daß es mir, nachdem ich Neapel gesehen, etwa extra um's Sterben gewesen wäre. Ich meinte vielmehr: Neapel sehen und dann — recht leben, damit, wenn's einmal zum Sterben kommt, man in jenes Land gelangen kann, welches gewiß noch viel schöner sein wird, als Neapel mit all' seiner Schönheit. Dieser Meinung mußte auch jener Schriftsteller gewesen sein, welcher, nachdem er Neapel gesehen, in christlicher Begeisterung ausgerufen hat: O wie herrlich muß einst unsere Heimath dort oben sein, wenn schon der Ort unserer Verbannung hienieden so schön ist!

### III.

Der folgende Tag ward für einen Ausflug nach Pompeji bestimmt, welches etwa 4 Stunden von Neapel entfernt ist. Der Weg führte uns über Portici, das auf dem Lava-Schutt gebaut ist, unter welchem 60 bis 100 Fuß tief die ehemalige Stadt Herculanium begraben liegt. Herculanium soll eine schöne, große Stadt gewesen sein, ist aber 79 Jahre nach Christi Geburt bei einem furchtbaren Ausbruch des feuerspeienden Vesuv durch Schlamm und Asche verschüttet und später durch Ströme von Lava noch mehr zugebedt worden. Erst im 18. Jahrhundert wurden einige Ausgrabungen daselbst veranstaltet, so daß gegenwärtig ein Theater, mehrere Tempel und Privathäuser ausgegraben sind. Wir hielten uns übrigens hier nicht auf, weil Aehnliches und in viel größerem Maßstabe in Pompeji zu sehen ist. Pompeji, am Fuße des Vesuv, soll nach Berichten der Alten zirka 25,000 Einwohner gehabt haben. Es hatte schon Anno 63 nach Christus durch ein Erdbeben großen Schaden gelitten, aber die Spuren davon waren wieder größtentheils verschwunden, als der schreckliche Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 diese unglückliche Stadt ganz unter Schutt und Asche begraben. Nach den Berichten eines Schriftstellers aus damaliger Zeit, Plinius des Jüngern, welcher Augenzeuge des furchtbaren Unglücks war, hat das schreckliche Ereigniß am 1. Wintermonat des Jahres 79 stattgehabt. Um 1 Uhr Nachmittags gewahrte man in der Nähe des Vesuv eine große Wolke von sonderbarer Gestalt, bald weiß, bald dunkel. Allmählig wurde Alles in der Natur unheimlich und Schrecken erregend; die Erde bebte und zitterte; die Gipfel der Berge wankten, unterirdisches Getöse

wie Donnerrollen mischte sich in das gewaltige Rauschen und Brausen des Meeres; der Boden wurde brennend heiß, der Himmel war wie ein Feuermeer; es schienen alle Elemente im Kampfe mit einander zu stehen. Endlich hatte das Feuer in den Eingeweiden der Erde die Oberhand gewonnen; der Vesuv schleuderte Steine von ungeheurer Größe hoch in die Luft, welche unter furchtbarem Getrach den Berg herabrollten. Schreckliche Flammensäulen stiegen aus dem offenen Rachen des Berges empor und auf sie folgte bald ein so dichter Rauch, daß die Sonne verbunkelt und der Tag in eine schauerliche Nacht verwandelt wurde. Da erreichte das Entsetzen seinen Höhepunkt; Jedermann glaubte seine letzte Stunde gekommen; vor Schrecken ganz von Sinnen lief Alles durcheinander. Die Einen stürzten aus ihren schwankenden Häusern auf die Straße und auf's Land hinaus; Andere flohen vom Land in die Stadt; wer auf dem Meere war, suchte an's Land zu kommen und vom Lande eilte man dem Meere zu. Inzwischen kamen unermessliche Wolken von Asche, welche sich auf Land und Meer lagerten und bis in die weite Ferne, selbst bis nach Rom hin Dunkelheit verbreiteten. Die Asche fiel so dicht, daß bald Alles weit und breit davon bedeckt war. Plinius schreibt, er sei mit seiner Mutter 5 Stunden weit vom Vesuv entfernt auf der Straße gestanden und selbst dort mußten sie alle Augenblicke die Asche abschütteln, um von ihr nicht ganz zugebedt und erstickt zu werden.

Während dieser Aschenregen Pompeji und noch eine andere Stadt allmählig zubeckte, flossen Ströme von geschmolzener Lava, welche der Vesuv ausgespien hatte, mit Asche, Kies und siedendem Wasser vermischt, den Straßen von Herculanium zu, drangen in die Häuser, immer höher und höher, bis Alles tief unter dieser durch allmähliche Erhaltung steinhart gewordene Masse begraben war. Um den Schrecken der Bewohner von Pompeji und weit umher auf das Höchste zu steigern, hatte sich drei Tage lang eine wahre ägyptische Finsterniß über die ganze Gegend gelagert, nur hie und da durch die aus dem Vesuv auflobernden Feuerflammen erleuchtet. Endlich wurde es wieder Tag und jetzt konnte man den Greuel der Verwüstung sehen. Alles war weit und breit zerstört. Das Meer hatte seine Ufer verändert und die Erde war weit umher mit



Aschenhaufen, Schutt und Lava bedeckt, so daß man kaum mehr wußte, wo Pompeji gestanden.

Was das Elend in etwas milderte, war der Umstand, daß die Einwohner meistens sich flüchten und ihr Leben retten konnten; wenigstens hat man bisher bei den Ausgrabungen verhältnißmäßig wenige Todtengerippe gefunden. Allerdings haben nicht Alle sich gerettet. So wurde uns in einem ausgegrabenen Hause ein tiefer Keller oder mehr ein Gang gezeigt, wo man ganz nahe beisammen, wenn ich nicht irre, 15 Menschengерippe gefunden hat. Wahrscheinlich hatte sich eine ganze große Familie da hinunter geflüchtet und wurde von der Asche, die in alle Winkel eingebrungen, zugebedekt und erstickt. Bei den Ausgrabungen hat man hier und da in der nun steinhart gewordenen Asche Höhlungen gefunden, welche vermuthen ließen, daß da irgend ein Körper in der Asche gelegen sei. Als man nun diese Höhlungen mit einer weichen Masse, wie Gyps, ausfüllte, so bekam man einen ganz vollständigen Gypsabdruck von dem Gegenstand, der da gelegen, z. B. von einem hier vom Tode überraschten Menschen, dessen wahre Gestalt in der Asche, wie in weichem Schnee sich eingedrückt hatte. Wir sahen in Pompeji mehrere solche Abdrücke, welche die Umgekommenen vollständig in jener Körperlage zeigen, in der sie vom Tod überrascht worden waren. Ein Maler oder Bildhauer könnte sie als Modell zu ihrem Porträt gebrauchen. So hat man z. B. einen Soldaten, der zur Unglücksstunde eben vor einem Stadthore auf der Wacht war und den Posten nicht verließ, noch mit der Lanze in der Faust gefunden; der Mann hätte wohl ein Denkmal verdient und jetzt weiß man nicht einmal seinen Namen. Auch eine Frau mit einer Börse voll Gold in der Hand, welche offenbar damit fliehen wollte, fand man an der Schwelle ihres Hauses.

Es mögen gegenwärtig etwa zwei Dritttheile der verschütteten Stadt ausgegraben sein. Wir haben die meisten Straßen mit einem Führer durchwandert und dazu etwa zwei Stunden gebraucht. Die Hauptstraßen sind ordentlich breit und mit Platten besetzt. Die Stadt muß schon bei ihrem Untergange, also vor 1800 Jahren, alt gewesen sein, denn die dicken, festen Steinplatten, womit die Straßen besetzt sind, haben tiefe Furchen von den Wagenrädern her. Die Häuser, von einer Art kleiner Backsteine, größern Theils nur

zweistöckig, sind mit Ausnahme der Bedachung, welche meistens fehlt, noch gut erhalten und durchweg im Innern und hin und wieder auch von Außen mit Malereien aus der Thierwelt oder auch aus der heidnischen Göttergeschichte reichlich verziert. Die Zimmer sind durchschnittlich nur klein, aber fast alle bemalt. Pompeji hatte viele Götzentempel; man sieht in denselben, wie auch in einigen Privathäusern und öffentlichen Gebäuden viele Statuen von weißem Marmor, welche zeigen, daß die Bildhauerkunst schon vor 2000 Jahren ebenso gut ausgebildet war, als heutzutage. Am Eingang der Tempel befinden sich gewöhnlich eine Art Altäre, auf welchen die Opfethiere geschlachtet und geopfert wurden. Diese Altäre sind viereckig, massiv und etwa drei Fuß hoch. Man sieht noch die Röhren, durch welche das Blut der Opfethiere abließ. Wenn ich Meister wäre, so müßte in dieser Ruinenstadt wenigstens ein Tempel wieder aufgebaut und dem wahren Gott geweiht werden, damit da, wo einst dem Teufel geopfert wurde, nun auch dem wahren Gott das unendliche Opfer unserer hl. Religion dargebracht werde.

Unter den Häusern war eines besonders groß; es soll das Gerichtshaus gewesen sein. In der Tiefe ist ein Kerker, wo sich noch eiserne Ringe befinden, an welchen die Gefangenen angebunden wurden. In einem Theater hat man noch Eintrittsbillets gefunden, aus welchen sich zeigt, daß es schon damals in einem Theater einen ersten, zweiten und dritten Platz gab. Auch ein Amphitheater gab es in Pompeji, wo jene blutigen Spiele zwischen Menschen und wilden Thieren oder zwischen Sklaven auf Leben und Tod aufgeführt wurden. Es ist freilich um sehr Vieles kleiner, als das in Rom, aber es soll doch bei 20,000 Zuschauer gefaßt haben. — Auch eine Kaserne fehlt nicht; an deren Mauern sieht man noch allerhand Namen, Worte und Zeichnungen, welche von den Soldaten mit der Spitze eines Sabels oder etwas dergleichen eingekritzelt sind. Das ist also schon ein alter Brauch und unsere großen und kleinen Buben, welche ihre Namen an den Mauern und Stühlen von Kirchen und Kapellen u. s. w. verewigen wollen, haben nicht einmal den Verdienst, diesen Unsinn erfunden zu haben. Es fehlte natürlich auch nicht an öffentlichen Brunnen, die noch jetzt sehr schön wären, wenn's Wasser nicht fehlte. Auch großartige Badanstalten sind noch da; die Heiden

haben überhaupt viel auf dem Baden gehalten und großes Geld auf die Bäder verwendet. Daß es auch Kramläden und Wirthshäuser oder Herbergen gab, versteht sich von selber. In einer solchen Herberge wurden beim Ausgraben auch 5 Menschengerippe gefunden und dabei viele Münzen von Silber und Bronze. Wer weiß, ob sie nicht in's „Jassen“ vertieft, sich zu spät geflüchtet und so vom Tod überrascht wurden? — Wir sahen auch einen großen Backofen, welcher erst vor wenig Jahren ausgegraben wurde; das Brod war noch im Ofen. Es wurden uns einige dieser Brode gezeigt; sie haben eine runde Form, sind aber jetzt ganz schwärzlich; kein Wunder, nachdem sie 1800 Jahre lang im Backofen gelegen. Auch eine Werkstatt von Marmorarbeiten wurde ausgegraben; Winkelmaß und andere Werkzeuge lagen noch herum und viele ganz oder halb vollendete Arbeiten, Figuren und Statuen; auch eine Sonnenuhr soll dort gefunden worden sein, ebenso ein Ei von weißem Marmor in natürlicher Größe; man sagt, es sei der Brauch gewesen, solche als Nest Eier zu verwenden. — In einer kleinen Lücke einer Mauer sahen wir auch eine Glasscheibe; wie der Führer sagte, soll es die einzige sein, die man bisher gefunden.

Wir besuchten auch den Begräbnißplatz. Es sind daselbst noch manche kostbare Denkmäler mit gut erhaltenen Inschriften. Ob dieser Begräbnißplatz vor den eidgenössischen Räten für „schicklich“ passiren könnte, das wüßte ich nicht. Bei Vielen würde er um so eher Gnade finden, weil absolut keine Spur von einem christlichen Zeichen vorhanden ist. — Was andere ordinäre Christenmenschen in dieser ausgegrabenen Stadt wirklich traurig stimmt, ist, daß man nicht die mindeste Spur vom Christenthum findet, obgleich doch die Apostelsürsten Petrus und Paulus schon mehrere Jahrzehnte vor dem Untergang von Pompeji in Italien und selbst im Neapolitanischen waren. — Der große Abstand zwischen einer heidnischen und einer christlichen Stadt zeigt sich auch darin, daß man in Pompeji weder einen Spital noch ein Waisenhaus gefunden hat. Die Heiden hatten eben kein Herz und keinen Sinn für Unterstützung von Armen, Waisen und Kranken, sondern eben nur für das, was der Sinnlichkeit schmeichelt. Erst dem Christenthum war es vorbehalten, sich in Liebe und Opferwilligkeit der leidenden Menschheit anzunehmen. Und doch möchte man heutigen Tages

an vielen Orten mit dem Christenthum wieder abfahren und ein neues Heidenthum einführen. Denn wozu anders wollte man mit aller Gewalt eine Ehe ohne Christenthum, eine Familie ohne Christenthum, eine Schule ohne Christenthum u. s. w.? Daher der ununterbrochene Kampf gegen die katholische Kirche. Denn das wissen unsere „Kulturkämpfer“ gar wohl, daß das Neu-Heidenthum nur auf den Trümmern der katholischen Kirche aufgebaut werden kann. So lange diese Kirche in einem Lande noch wirken kann, so lange ist dem Fortschritte des Heidenthums wenigstens noch ein Radschuh untergelegt. Gelingt es aber, die katholische Kirche zu beseitigen, dann hat das Neu-Heidenthum gewonnenes Spiel. Der Protestantismus, auch der gläubige, wird nicht im Stande sein, den rollenden Wagen aufzuhalten; die sogenannten Reformer stoßen noch aus Leibeskräften daran, damit er recht bald in dem Abgrund eines neuen Heidenthums anlange.

Und man soll das nur glauben, wenn sich einmal das neue Heidenthum recht eingefressen hat, so wird es sicher um kein Haar besser sein, als das alte war. Wenn Einer nicht ganz blind ist, so kann er das jetzt schon merken. Es braucht Einer nur in große Städte zu gehen und die Augen aufzuthun, so wird er finden, daß man schon in vielen Dingen so ziemlich in die Fußstapfen der alten Heiden getreten ist. Für das, was der Sinnlichkeit schmeichelt, für Luxus und Wohlleben und Schwelgerei ist zum Ueberfluß gesorgt, während Tausende und Tausende im schrecklichen Elend schmachten. Millionen werden ausgegeben für Theater und Ballhäuser, für Kur- und Badeanstalten, während unzählige arme Menschen kein Obdach haben oder in elenden Kellerlöchern wohnen. So soll laut Zeitungsberichten das neue Theater in Genf nahezu vier Millionen kosten. Was werden erst die in Berlin, in Paris, in London u. s. w. kosten? Ich weiß es nicht, aber das weiß man aus authentischen Berichten, daß in den gleichen großen Städten, wo solch' heidenmässiger Luxus getrieben wird, alljährlich viele Arme wegen Noth und Elend zu Grund gehen. So sollen, wie man in den Zeitungen liest, voriges Jahr in London bei 80 Personen buchstäblich Hungers gestorben sein. Man hat zwar auch noch als Erbtheil aus frühern bessern und christlichen Zeiten Spitäler, Versorgungsanstalten und wohlthätige Stiftungen verschiedener Art. Aber wenn

das neue Heidenthum mehr und mehr zur Herrschaft gelangen sollte, so dürfte ich für den Fortbestand desselben nicht gut stehen. In Italien z. B. hat der unchristliche Staat schon viele solche wohlthätige Stiftungen verganget und aus dem Erlös Kanonen und dergleichen angeschafft. Und wenn man auch solche Versorgungs-Anstalten für Arme, Waisen und Kranke noch nicht gerade gewaltsam todtschlägt, so ist der heutige religionslose Staat allüberall darauf bedacht, solchen Anstalten die Lebensadern zu unterbinden und ihnen die eigentliche Seele, nämlich die christliche Liebe und christliche Pflege zu entziehen, indem man sie dem Einfluß der hl. Kirche entreißt, die geistlichen Orden aus denselben vertreibt und überhaupt Glauben und Religion aus ihnen möglichst entfernt. Wie man's genugsam erfahren hat, daß der religionslose Staat ein schlechter Kirchenvogt, so wird auch die Erfahrung lehren, daß er ein schlechter Armenvater und Krankenwärter ist.

#### IV.

Wenn man die vor 1800 Jahren untergangene und jetzt zum Theil wieder ausgegrabene Stadt Pompeji gesehen hat, so muß man auch das Museum in Neapel sehen, wo die verschiedenen ausgegrabenen Gegenstände zu Tausenden aufbewahrt werden. Vom einfachsten Küchengeräth und Tischgeräthe bis zu den großen und kleinern Göttern der alten Heiden ist Alles da; die reichsten, aber verkohlten Kleider, die feinsten Schmucksachen, kunstvolle Hausgeräthe, Kunstgegenstände aller Art, dann auch Lebensmittel Erd- und Baumfrüchte, Del, Wein, Fleisch, Eier, Käse und Brod — auf einem Brod noch sogar der Name des Bäckers eingedrückt — Kuchen und Krapsen, Zwiebeln und Bohnen, Mandeln und Feigen, Nüsse und Kastanien, Reis, Korn und Gerste, Hanfsamen — kurz Alles ist da, theils in irdenen Geschirren, theils in Gefäßen von Bronz' oder Silber, wie es die Bewohner von Pompeji vor 1800 Jahren zurückgelassen haben. Daß man damals auch schon musizirt und „medizinirt“ hat, beweisen die vorhandenen Musikinstrumente und Apothekerwaaren; und daß sie auch gearbeitet und selbst beim „Licht“ gearbeitet, beweisen allerhand Arbeits-Werkzeuge und viele kleinere und größere Lampen.

Es ist gelungen, selbst ganze Mauerwände mit Fresko-Gemälden oder Mosaik sorgsam abzulösen

und sie unbeschädigt nach Neapel in's Museum zu bringen. — In einem Hause zu Pompeji müssen sie einen bösen Hund gehabt haben. Denn wir sahen unter Anderm eine hübsche Mosaik, welche einen großen Kettenhund darstellte und dabei die lateinischen Worte: Cave a cane! Nimm Dich in Acht vor dem Hund!

Unter den ausgegrabenen Gegenständen sind auch die Luxusachen sehr stark vertreten und stehen in Kostbarkeit und Schönheit der Arbeit den heutigen nicht nach. Prachtvolle Ohrengehänge, goldene Armbänder, goldene Halsketten mit kostbaren Steinen, Zierrathen aller Art und von hohem Werth leisten den Beweis, daß manche heutige „neue Mode“ schon bald zweitausend Jahre alt ist und daß Hoffart und Eitelkeit schon bei den alten Heiden im Brauch war. D'rum ist sie auch so außerordentlich zäh' so daß sie selbst durch Mißjahre, geld- und verdienstlose Zeiten und Drangsale kaum mehr wegzubringen ist. — Obschon daheim nur ein sehr „leidendes“ Mitglied unserer Museums-gesellschaft, hatte ich doch nicht unterlassen, im Museum zu Neapel mich umzusehen, ob denn auch keine alten Schriften von Pompeji vorhanden seien. Und richtig, es finden sich noch ziemlich viele vor. Es sind große Papierrollen da, aber sie sind ganz verkohlt oder zu Asche verbrannt. Indessen gelingt es der sorgsamen Hand und dem geübten Auge der Alterthumsforscher, dieselben zu entrollen und sogar theilweise noch zu lesen. Was darin geschrieben steht, konnte ich freilich nicht erfahren.

Das Museum von Neapel ist auch sehr reich an Alterthümern aus Aegypten; besonders sieht man dort viele sogenannte ägyptische Mumien, nämlich einbalsamirte Leichen aus uralter Zeit. Es macht doch einen eigenthümlichen Eindruck, den Leichnam eines Menschen zu sehen, der vor 3000 und vielleicht noch mehr Jahren gelebt hat! — Sie sind ziemlich kostbar eingewickelt und verhältnißmäßig gut erhalten. Die langen Haare ihres Hauptes sind noch vorhanden. Es muß zu ihrer Zeit noch nicht der Brauch gewesen sein, den Todten ihre Haare abzuschneiden um für die Damenwelt falsche Haargesflechte daraus zu machen. Dieser „Fortschritt“ war einer Zeit vorbehalten, wo eben das „Verfälschen“ im Großen betrieben wird. Gibt es ja heutigen Tages so vielerlei Falsches auf unserer weiten Erde: Falsche Waare, falsche Haare, falsche Weine, falsche Steine und

im Munde falsche Zähne, Kasse selbst mit falscher Wähne, falsche Schulden, falsche Gulden, falsche Noten, falsches Geld, — kurzum eine falsche Welt! Doch kehren wir jetzt wieder zu unsern ägyptischen Todten zurück. Wie gesagt, sie sind noch ziemlich gut erhalten. Doch das sieht man ihnen nicht mehr an, ob sie im Leben gut oder böß waren; das weiß Gott allein, der sie einst, wie uns, auf-erwecken und richten wird am jüngsten Tage. Auch mag man ihr Antlitz betrachten, wie man will, so merkt man nicht, ob's ein Herr oder ein Bettler war; aber muthmaßlich waren sie das Letztere nicht, sonst hätte man sie nicht so kostbar einbalsamirt. Uebrigens liegt da nur wenig daran; wenn sie auch reich gewesen, vom Sterben konnten sie sich doch nicht loskaufen und den Reichthum auch nicht mitnehmen, der ist längst in fremde Hände gekommen. Doch wenn sie im Leben einen guten Gebrauch davon gemacht, so kommt es ihnen jetzt wohl in der andern Welt.

Doch jetzt weg von diesen Mumien und von den Alterthümern von Pompeji und von den heidnischen Gößenbildern, die doch nur Menschenwerk sind und von denen die hl. Schrift sagt: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Gehen wir nun hinunter an's Meer, um dort etwas sehr Interessantes zu sehen und zu bewundern. Der Weg führt uns zu einem großen Gebäude, welches im Erdgeschoß mit zirka 50 Schaufenstern versehen, wie man sie ähnlich in Städten und Dörfern findet zur Ausstellung von Blumen, Gold- und Silberarbeiten und allerhand Ladenwaaren. Da sind freilich keine Schmucksachen und Luxuswaaren von Menschenhänden gemacht, zu sehen, sondern etwas viel schöneres und Kunstreicheres, von Gottes Allmacht erschaffen. Man weiß nämlich, daß das Meer, wie das Festland der Erde, mit einer Unzahl von verschiedenen Thieren bevölkert ist. Nun haben die Neapolitaner eine große Menge solcher Meerthiere lebendig gefangen und bewahren sie in den vorbenannten Schaufenstern, in welche das Meerwasser hineingeleitet wird, sorgfältig auf. Es sind da freilich keine große Meerfische zu sehen, — der Raum wäre viel zu klein — sondern nur kleinere Thiere, etwa 400 an der Zahl, aber so verschieden an Gestalt und Farbe und Bewegung, daß man sich nicht satt sehen kann: kleinere und größere Meersspinnen, verschiedene Gattungen von

Meerschnecken und Meerkrebse, allerlei Sorten von Fischen, Muschel- und Schalthieren u. s. w. Einzelne gar niedlich und schön, Andere häßlich und wüß; Einige plump und schwerfällig, Andere hurtig und flink. Manche haben so viel Aehnlichkeit mit Pflanzen, Blumen und kleinen Gesträuchen, daß man sie früher für Meerpflanzen gehalten hat, und doch sind es wirklich lebende Thiere; so z. B. die schönen, glänzendrothen Korallen. Sie haben einen festen Stamm, der sich in verschiedene Aeste zertheilt und ganz das Aussehen eines Baumchens hat; ich hätte sie wirklich für ein bloßes Gesträuch gehalten, wenn nicht hie und da aus den hohlen Aesten ein Köpflein hervorgeguckt, aber blitzschnell sich wieder zurückgezogen hätte. Sie können selbst einige Fuß hoch werden. Da die Aeste hohl sind und hart wie Glas, so bricht man sie in kleinern oder größern Stücken ab, faßt sie in Seidenfaden oder auch in Silberdraht und braucht sie z. B. zu Rosenkränzen oder Hals- und Armbändern oder wie man will. Andere gleichen verschiedenen Kräutern; so habe ich ein solches Thierlein gesehen, welches die größte Aehnlichkeit hat mit dem Kraut der Süßwurzel. Bei Andern sieht man zuerst nichts, als einen leeren, geraden Stengel, ähnlich wie eine ganz dünne sog. Maienpfeife. Plötzlich kommt aus der Spitze des Stengels ein gar nettes Thierlein hervor, breitet sich aus wie eine Blume von wunderschönen Farben; konnten es aber nicht lange betrachten, denn nach einigen Augenblicken zog es sich ebenso schnell wieder zurück, wie es hervorgekommen war. Weil indessen mehrere solche Stengel waren, so machten uns noch Andere das Vergnügen, sie sehen und bewundern zu können. Das hübsche Thierlein schien mir in Größe, Gestalt und Farbenpracht sehr viel Aehnlichkeit mit einer vielfarbigen Nelke zu haben. — Kaum hatten wir diese niedlichen Geschöpfe bewundert, so zog wieder ein Anderes unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich, das aber nicht so schön anzusehen war, sondern eher Grausen erregte. Wenn es stille war, schien es nur ein Fleischklumpen zu sein; in Größe und Gestalt und Farbe hatte es einige Aehnlichkeit mit dem Magen eines Kalbes. Man konnte weder einen Kopf, noch Füße sehen. Hin-gegen wenn es sich bewegte und eilig an den Wänden jeines Wassertäfigs auf- und abstieg, nahm es verschiedene Gestalten an, dehnte sich aus und zog sich zusammen und zeigte hie und da ein

ziemlich großes, aber gehäßiges Auge. — Ein nettes Thierchen ist auch das Seepferdchen, ein paar Zoll langes Fischlein, welches in seiner Gestalt, besonders in Kopf und Vorderleib, Ähnlichkeit mit einem Pferde hat. — Uebrigens wäre es mir nicht möglich, eine Schilderung von all' diesen Geschöpfen zu machen; man muß sie sehen und dann wird man wahrlich sagen: Wie wunderbar ist doch Gott in seinen Werken!

## V.

Nachdem wir diese kleinen Geschöpfe Gottes bewundert, wollten wir des andern Tages doch auch noch jenes großartige Werk der Schöpfung, den feuerspeienden Berg Vesuv uns etwas näher ansehen. Wir hatten in Pompeji die schrecklichen Verheerungen geschaut, welche dieser fürchterliche Unhold vor 1800 Jahren angerichtet hat. Jetzt kam uns die Lust an, auch noch die Spuren seines letzten Ausbruches in Augenschein zu nehmen. Der Vesuv hat nämlich auch in seinen alten Tagen seine Zerstörungssucht noch nicht abgelegt; noch jetzt tobt ein wildes Feuer in seinen Eingeweiden und wenn ihn die Wuth ankommt, so speit er es aus unter Donnergepolter, daß Alles weit umher erzittert. So hat er noch vor wenigen Jahren, Anno 1872, eine prächtige Landschaft tief unter seiner glühenden Lava begraben. Diese Lava ist wie geschmolzenes Eisen und wird, wenn sie erkaltet, hart wie Stein. Zum Glück konnten die Leute sich und ihre Hab' und Waare in Sicherheit bringen, denn die geschmolzene Lava, die der Vesuv ausgespeit, floß nur langsam das sanft ansteigende Gelände herunter; aber was sie erreichte und zudeckte, bleibt ewig zerstört. Um diese neuesten Zerstörungen zu sehen, stiegen wir in einen Omnibus, der uns und mehrere Deutsche an den Fuß des Vesuv und noch eine schöne Strecke den Berg hinauf bringen mußte. Unser Gastwirth packte für die ganze Gesellschaft ein anständiges Mittagessen in den Wagen und jetzt ging es rasch vorwärts. Außerhalb Neapel und Herculaneum lief uns eine Menge junger Bettler nach. Einer der deutschen Mitreisenden warf hie und da ein paar Kupfermünzen aus dem Wagen auf die Straße, um sich an den Purzelbäumen dieser Jungen zu erlustigen. Sie liefen uns wohl eine halbe Stunde weit nach und es gab immer neue

Zuzügler, so daß schwerlich ein jeder einen Solbi bekommen hat. Zu meiner Verwunderung hatte Einer derselben Schuhe an den Füßen; er war vielleicht aus einem „bessern Haus“. Nach einer Weile aber zog er, um schneller laufen zu können, seine Schuhe aus und warf sie einfach an's Straßenport. Ob er sie auf dem Heimweg wieder gefunden oder ob sie inzwischen als herrenloses Gut von einem Andern annexirt worden, darüber schweigt die Geschichte. Jedenfalls wird's die Regierung kaum zu ihren väterlichen Händen genommen haben; denn mit solchen Kleinigkeiten geben sich nur die mindern Brüder der Langfingerzunft ab.

Einige Zeit führte uns die Straße durch eine äußerst fruchtbare Landschaft. Die blendend weißen herrschaftlichen Landhäuser, umgeben von prächtigen Gartenanlagen mit einem köstlichen Blumenflor, die vielen Pomeranzenbäume mit ihren goldenen Früchten, die zahlreichen Del- und Weinpflanzungen, der üppige Grasmuch — Alles scheint da zu sein, um dem Reisenden so recht anschaulich zu zeigen, welch' eine herrliche Gegend in nächster Nähe vom wüthenden Vesuv theils früher schon, theils erst vor paar Jahren unter dem Schutte seiner Alles zerstörenden Lava auf ewig begraben worden sei. Denn nicht mehr lange, so windet sich die Straße mitten durch die schauerlichen, schwarzen Lager von Lava, welche der Vesuv Anno 1872 über diese fruchtbare Landschaft ausgeschüttet hat. Wie es mir schien, erreichte an einzelnen Stellen diese kohlschwarze Masse wohl die Höhe unseres *Ennerberges*. Wenn beim Wort „todt“ eine Vergleichungsstufe angängig wäre, so möchte ich sagen, daß man sich wohl schwerlich etwas „todteres“ vorstellen kann, als hier zu sehen ist. Die Vermüstungen von unseren Wildbächen bieten gewiß auch einen traurigen Anblick dar, aber man sieht doch noch hie und da zwischen den Steinen etwa ein Blümlein, einen Halm, ein Kraut; man gewahrt noch hin und wieder etwa ein lebendes Wesen, einen Schmetterling, eine Eiböckse, ein munteres Vögelein, und die Steine, vom Regen abgewaschen, haben auch nicht ein so schauerliches Aussehen. Hingegen hier ist Alles wüst und leer und öde, Alles tobt; nichts als ein unermesslicher Schutt schwarzer Lava. Wenn alle Kohlenbrenner der Welt ihre Kohlhäufen mitten im Stanserboden

auffspeicherten, es könnte nicht „todter“ und trauriger anzusehen sein.

Durch diese schauerliche Oede gelangten wir endlich in ziemlicher Anhöhe zu einer menschlichen Wohnung, welche Anno 1872 verschont geblieben war; es ist eine Art Einsiedelei mit einer Hauskapelle. Hier wurde Halt gemacht und zu Mittag gespeist. Unsere deutschen Reisenden, unter denen sich auch Damen befanden, machten sich nun zu Fuß auf den Weg, um den Besuch zu besteigen. Man kann bis zum Gipfel desselben gelangen und dort in seinen Krater, gleichsam in den offenen Rachen des Ungeheuers, hinunter schauen. Wir Unterwaldner zogen es vor, bei der Einsiedelei zurückzubleiben und da zu warten, bis unser Wagen nach Neapel zurückkehrte. Denn von der Einsiedelei bis hinauf zum Gipfel des Berges mag es wohl noch anderthalb Stunden weit sein und der Weg wird später steil und beschwerlich. Man würde zwar eine Strecke weit sich eines Esels bedienen können. Aber nachdem ich gesehen, wie die Eseltreiber die armen Thiere beim Schwanz hielten und mit der Peitsche auf dieselben loshämmernten, wollte ich es dem armen Esel und mir nicht zu leid thun. Ueberdies hat man beim Besteigen des Besuch zu fürchten, mit ganz verbranntem Schuhwerk zurückzukommen; denn die Erde sei droben stellenweise brennend heiß, so daß die Bergstöcke der Reisenden, wie ich selbst gesehen, manchmal an ihrem untern Ende ganz verkohlt waren. Zudem war dem Wetter nicht recht zu trauen und wirklich wurden unsere Deutschen, als sie droben waren, von einem Gewitter überrascht und kamen Abends wie nasse Mäuse nach Neapel zurück. Zum Ueberfluß hatten wir noch gehört, daß auch der Weg da hinauf mitunter etwas unsicher sei, indem auch schon oft Räuberbanden da oben gehaust haben, und mit denen hätten wir nicht gerne Bekanntschaft gemacht, denn die verstehen keinen Spaß. Item, wir blieben zurück. Wer jetzt nach Neapel geht und dem Besuch einen Besuch machen will, der hat es bequemer, denn laut Zeitungsberichten kann man nun seit vorigem Jahr mit der Eisenbahn hinauf.

Wir hatten unterdessen bis zur Abfahrt unseres Wagens noch Zeit, in der Nähe der Einsiedelei ein wenig herumzugehen. Man hat da eine herrliche Aussicht auf das Meer und auf Neapel und weithin auf die Landschaft. Hingegen droben ist's

öde und todt; selbst jene Strecke Landes, die Anno 1872 verschont geblieben, ist wie abgestorben; der Rasen ist dürr und ausgetrocknet und wenn man darüber geht, so macht's unter den Füßen, wie wenn man über Eierchaalen ginge. Hingegen weiter unten bei St. Sebastian, welches verschüttet worden, liegt mitten in der todten Wüste ein Stück Land, welches der Zerstörung entgangen ist und durch sein herrliches Grün gar merkwürdig absticht gegen den Greuel der Verwüstung, der sich rings um dasselbe abgelagert hat. Bei diesem Anblick ist mir unwillkürlich die Mutter Gottes, ohne Mackel der Erbsünde, in den Sinn gekommen. Während das ganze Menschengeschlecht durch die Sünde verwüstet, im Tod und Elend darnieder lag, war sie allein durch die Allmacht Gottes unverfehrt geblieben! — Ueberhaupt wäre da oben ein sehr geeigneter Ort zu mancherlei geistlichen und auch zu kirchenpolitischen Betrachtungen. Aber es ist Zeit zum Einsteigen und wieder dem schönen Neapel zu!

Ich hab' es schon in einem frühern Kalender einmal gesagt, wo ich vom Kapuzinerberg bei Turin berichtete, das müsse man den Klosterleuten von Italien lassen: Wenn irgendwo ein schönes Plätzchen war, so haben sie es sicher gefunden. Das gilt auch von den Karthäusern in Neapel. Denn eine schönere Lage, als die, wo ihr Kloster St. Martino steht, kann man sich wahrlich nicht wohl denken. Im Hintergrund von Neapel erhebt sich, wie ich oben schon bemerkt, eine prachtvolle Anhöhe. Auf dieser Anhöhe ist die Festung St. Elmo und unter den Mauern derselben steht das Kloster. Wir hätten es wahrlich keinem Menschen, der Neapel gesehen, sagen dürfen, wenn wir da nicht hinaufgegangen wären. Welch' eine wundervolle Aussicht auf ganz Neapel und seine Umgebung und weithin auf Berg und Thal, auf Städte und Weiler und auf das Meer mit seinen herrlichen Inseln! Und dort der Besuch mit seiner majestätischen, himmelanstrebenden Rauchsäule! Und zu all' dem der schöne „italienische Himmel“! Ich hatte früher oft von diesem „italienischen Himmel“ gehört, als wäre er schöner, als der Himmel anderer Leute. Als ich nun nach Italien kam, hab' ich wohl auch hie und da wie andere Menschenkinder, an's blaue Firmament hinaufgeschaut. Aber ich konnte nicht finden, daß es viel anders sei, als daheim. Hingegen in Neapel

wollte es mir doch scheinen, daß das Blau des Himmels wirklich schöner sei, als in unsern Gegenden.

Der wunderschönen Lage des Karthäuserklosters entspricht aber auch die Schönheit und Kostbarkeit der Klosterkirche. Der Fußboden von geschliffenem Marmor der seltensten Arten, die Gemälde am Gewölbe und den Seitenkapellen von hochberühmten Künstlern, kostbare Altäre, von denen einer allein zu 200,000 Franken geschätzt wird, eine große Menge von Agat- und andern Edelsteinen, besonders am Tabernakel, kunstvolle Bildhauerarbeiten, wovon einige das Werk eines Karthäusers sind, bezeugen, daß die Mönche des hl. Bruno keine Mühen und Auslagen gespart, um ihr Gotteshaus zu einem der schönsten und kostbarsten weit und breit zu machen. Zudem waren sie noch große Wohlthäter der Armen. Und sie haben gut gethan, daß sie ihre Einkünfte zur Ehre Gottes und zum Wohl nothleidender Wittmenschen verwendet haben, sonst hätte es jetzt die italienische Regierung ja doch eingesackt und verschleudert, wie anderes Kirchen- und Klostergut. Das Kloster ist nämlich, wie so viele hundert andere in ganz Italien, nun auch aufgehoben. D'rum freut's mich allemal, wenn ich einem Kloster eine recht schöne Kirche und vor der Klosterpforte viele arme Leute sehe. Es ist besser, Gott und die Armen bekommen's, als wenn's einst dem Teufel seine Helfershelfer nehmen. Freilich sind vor einem Räuberregiment auch die schönsten Kirchen nicht sicher. Wie manche schöne Kirche ist in Italien und anderswo dem Haß und der Geldgier der Klosterstürmer zum Opfer gefallen und entweder niedergerissen, oder in eine Kaserne, in ein Magazin, in einen Kofstall u. s. w. verwendet worden! Und aus dem Silber und Gold der Kelche, Monstranzen und Heiligenbilder hat man Zinliber und goldene Napoleon und Viktor Emanuel und anderes dergleichen Zeug gemacht. Das sind nun die Schutzheiligen unserer Zeit. D'rum geht's auch darnach. Indessen kann im Lauf der Zeiten mit Gottes Hülfe wieder Manches anders werden. Es kann sich ereignen, daß man die den Kirchenräubern vom Haupt gefallenen Kronen wieder den Mutter-Gottes-Bildern aufsetzt und aus dem Gold- und Silberzeug entronnter Fürsten wieder heilige Gefäße macht und aus Kasernen wieder Klöster und Kirchen baut; 's ist ja auch schon vor-

gekommen und was war, kann wieder werden. — Den Rückweg von St. Martino nach Neapel machten wir über Posilippo und wir mußten es wahrlich nicht bereuen. Denn die Hand des Schöpfers und die Kunst der Menschen haben diese Gegend so wunderschön gemacht, daß selbst ein Melancholiker bei dieser Spazierfahrt seine Grillen vergessen und sich aufheitern mußte.

## VI.

Wie schön auch Neapel ist, es ist doch nicht Rom. Darum sehnte ich mich nach vier Tagen schon wieder nach Rom zurück, um dort noch einige Zeit mich aufzuhalten. Da meine werthen Reisegefährten noch einige Tage in Neapel bleiben wollten, so reiste ich allein ab. Dießmal aber zog ich es vor, Tags zu reisen; denn wenn man keinen Menschen bei sich hat, den man kennt, so ist eine Nachtfahrt durch die berüchtigten Aprozern selbst auf der Eisenbahn etwas Unheimliches. Ich wäre freilich bei einem allfälligen Räuber-Ueberfall für die Herrn Räuber eine magere Beute gewesen. Aber bei dunkler Nacht hätten sie's mir vielleicht nicht angemerkt, daß ich nur ein armer Länders-Geistlicher sei; und es hätte am Ende heißen können: Mitgegangen, mitgefangen! Möglicherweise hätten sie mich am andern Morgen nach genauerm Untersuch wieder laufen lassen. Auch wäre eine kleine Räubergeschichte dem Kalender nicht so übel angestanden und die Leute hätten es gerne gelesen. Aber wie lieb mir sonst die Leute sind, so hätte ich doch keine Lust gehabt, ihnen zum Zeitvertreib unter die Räuber zu gerathen.

Man hatte früher geglaubt, man sei dem Räuberwesen in Italien ziemlich Meister geworden. Aber seit es von den Großen im Großen betrieben wird, ist den Kleinen der Kamm auch wieder gewachsen. Sie stehlen zwar keine Städte und Ländel, sie nehmen lieber Baargeld. Freilich, wenn sie's ohne Blutvergießen nicht bekommen können, so greifen sie auch zum Dolch und Revolver, wie die Großen zu Schwert und Kanonen. Sonst aber sollen sie, wie man hört, nur im „Nothfall“ mit Pulver und Blei handtieren. Sie nehmen die Leute nur gefangen und führen sie mit verbundenen Augen in ihre Räuberhöhlen und behandeln sie nach Stand und Rang. Ne nach thun sie der Familie des Gefangenen in höflicher Weise zu wissen, daß der und der in ihrer Gewahrsame sei, sie wären aber

gnädigst bereit, um so und so viel tausend Franken Lösegeld ihm das Leben und die Freiheit zu schenken, man brauche nur um die und die Zeit da und da die verlangte Summe niederzulegen, so sei Alles in Ordnung. Kommt nun das Geld an Ort und Stelle, so wird der Gefangene mit verbundenen Augen entlassen und auf den Heimweg begleitet, widrigenfalls ist er dann freilich verloren. Man muß sich daher nicht verwundern, wenn in diesen und andern unheimlichen Gegenden reiche Leute häufig nur unter dem Schutz von wohlbewaffneter Dienerschaft auszugehen wagen. So hat man mir erzählt, daß der Abt vom Kloster Monte-Cassino, wenn er seine Spaziergänge macht, meistens eine bewaffnete Wache bei sich habe. Die mag allerdings seiner Person gegen ordinäre Räuber Schutz gewähren; aber gegen den heißhungerigen Staat das Kloster zu schützen, war sie zu schwach. —

Den 17. Mai, Morgens 7 Uhr, hieß es: Einsteigen nach Rom. In meinem Wagen waren fast lauter Deutsche. Einem derselben war die Gegend von Neapel nach Rom wohlbekannt, so daß er die Mitreisenden auf die denkwürdigen Orte, die wir passirten, aufmerksam machen konnte. Leider war aber der Mann etwas einsilbig; ich glaube, es war ein Gelehrter von Profession. — Wie schon anderswo in Italien, sahen wir auch auf dieser Fahrt, besonders in der Nähe von Neapel, wie reich der Ertrag des Bodens ist: Herrliche Wiesen und Kornfelder, in denselben eine Menge von Fruchtbäumen oder auch Maulbeerbäumen für die Seidenzucht und von einem Baum zum andern wie eine Guirlande prächtige Weinreben. Wenn's nur den armen Bauern ihr Eigenthum wäre! Aber die können sich schinden und plagen und bringen mit Noth so viel davon, daß sie zu wenig haben zum Leben und zu viel zum Sterben; die „Nidel“ oben ab nehmen die reichen Gutsbesitzer und die Legion von Steuereinzüglern.

Bei St. Maria hat's mich besonders „angeheimelt“, denn im Hintergrunde sahen wir bedeutend hohe Berge, die mich an unsere schönen Unterwaldner-Alpen gemahnten; und um diese schöne Erinnerung zu ergänzen, zeigten sich in der Ferne auch Berge, die stellenweise noch mit Schnee bedeckt waren. Es war bei diesem Anblick das erstemal, daß ich in Italien einen leisen Anflug von Heimweh verspürte. — Bei Kapua exerzirte auf einer weiten Ebene ein Kavallerie-Regiment

und ganz in der Nähe weidete friedlich eine große Schafheerde. Krieger und Schaf! Sie passen nicht übel zusammen; denn Beide werden im Leben viel geschoren und dann für andere Leut' zur Schlachtbank geführt! —

Wir mögen wohl schon 9—10 Stunden von Neapel entfernt gewesen sein, als wir noch einmal den Vesuv sahen; derselbe nahm sich mit seiner hohen Räuchssäule um so schöner aus, weil der Himmel ganz wolkenlos und hellblau war. — Bei Turno sieht man noch den ausgebrannten Krater eines ehemaligen feuerspeienden Berges und in seiner Umgebung viele Hügel, die durch Erdbeben sich gebildet haben sollen. — Gegen St. Germano zu sind viele unfruchtbare, steinige Hügel und Berge. Auf einem derselben steht majestätisch das weltberühmte Kloster Monte-Cassino, welches vor bald 14 Jahrhunderten der große Ordensstifter, der hl. Benedikt, erbaut hat und wo er auch starb. Von hier aus verbreitete sich der Benediktiner-Orden über die ganze Welt, um überall zur Ehre und Verherrlichung Gottes, zur Förderung von Kunst und Wissenschaft und zum Wohl und Heil der Völker zu wirken. Wie ich gelesen habe, sind aus diesem Orden schon 35 Päpste und 200 Kardinäle, 1600 Erzbischöfe, 14,000 Bischöfe, Schriftsteller, Heilige und andere hochverdiente Männer hervorgegangen. Fast alle Missionäre des Mittelalters waren Benediktiner. Leider ist in dem Buch, wo ich das gelesen, nicht angegeben, wie viel Schulen sie gegründet, wie viel Studenten sie erzogen, wie viel Musiker sie gebildet, wie viel Arme sie gespeist, wie viele Sünder sie bekehrt u. s. w. Es wird dieß Alles im Buch des Lebens eingetragen sein. — Was mich bei meiner ganzen Reise durch Italien am meisten reut, ist das, daß ich von St. Germano nur hinaufgeschaut zu diesem altherwürdigen Heiligthum, aber leider nicht hinaufgepilgert bin. Ich weiß nicht, was für ein böser Geist mich zurückgehalten. Ich hatte eben keinen Dolmetsch bei mir und wußte nicht, daß auch Deutsche droben sind. Uebrigens habe ich mir ein schmerzliches Gefühl erspart, denn es muß weh thun, wenn man in diese ehrwürdigen hl. Hallen eintritt und sich sagen muß, daß die Alles zerstörende Hand des sogenannten „einigen Italiens“ selbst dieses Heiligthum nicht verschonte! —

Die nächste Station zeigte uns wieder einen berühmten Ort; es war Aquino, wo der große



Kirchenlehrer, der hl. Thomas von Aquin geboren wurde. Es liegt am Fuße eines ganz kahlen, unfruchtbaren Berges und ist terrassenförmig am Felsen gebaut. — In der Ferne sah ich einen Berg, ganz ähnlich, wie der Stanserberg vom Mettenweg aus betrachtet. — Unser deutscher Gelehrter oder was er war, machte uns auch im Vorbeifahren auf das Städtchen *U n a g n i* aufmerksam, der Geburtsort von zwei berühmten Päpsten des Mittelalters, Innozenz III. und Bonifaz VIII. — Später sahen wir auf dem Grat eines ziemlich hohen Berges, gar hübsch gelegen ein Kloster der Passionisten. Wie unser Deutsche uns sagte, stand dort in der Heidenzeit an gleicher Stelle ein berühmter Göztempel. Er zeigte uns auch bei *Albano* das Schloß *Kastel-Gandolpho*, wo in frühern, bessern Zeiten gewöhnlich im heißen Sommer der Papst sich einige Zeit zu erholen pflegte. — Wenn wir es

sonst nicht gewußt hätten, daß wir nun bald am Ziel unserer Fahrt sein werden, so hätten uns die vielen Ruinen, die wir sahen, daran erinnert. Unter denselben sind besonders die kolossalen Wasserleitungen bemerkenswerth, welche die alten Römer mit ungeheuern Kosten erbauten, um aus weiter Ferne die ewige Stadt mit genügendem Trinkwasser zu versehen. — Nach kurzer Zeit langten wir wohlbehalten im Bahnhof zu Rom an. Und hiemit war mein Ausflug nach Neapel ohne irgend welchen Unfall glücklich vollendet.

Nächstes Jahr, so Gott will, bringt der Kalender den Schluß meines Tagbuches, nämlich unsere Rückreise von Rom in's liebe Heimathland. Inzwischen Gott empfohlen.

Stans an St. Verena 1880.

**A. Niederberger,**  
Pfarrer.

## Pannerherr Johann Waser, Ritter, Landammann von Nidwalden, gestorb. 1610.

1. Unsern wackeren Pannerherrn, Ritter und Landammann Johann Waser sehen wir zuerst im Jahre 1555 als Stellvertreter seines Freundes und Zeitgenossen, des Landeschreibers Melchior Lussi, nachmaligen Ritters, Landammanns und Gesandten an das Konzil von Trient. Aus diesem dürfen wir schließen, daß er nicht ohne Bildung war. Wasers Wiege ist wahrscheinlich noch in Engelberg gestanden. Vater Kaspar hatte nacheinander drei Frauen, Barbara Bodinger, Elisabeth Uchsberg und Katharina von Matt, von welchen die erste ihm vier Kinder gebar, unsern Ritter Johann, die Hauptmänner Kaspar und Balthasar und die Aebtissin oder Meisterin Barbara im damaligen Frauenkloster Engelberg. Im Jahre 1531 befehligte der Vater Kaspar die Engelberger in der Schlacht zu Kappel, und wurde ihm dann aus Dankbarkeit in Nidwalden das Landrecht geschenkt, worauf er sich hier säßigst niederließ. Die Familie Waser er-

scheint in Engelberg sehr frühe, so ein Jakli Waser 1484 in einem Streite zwischen den Alpenossen von Truoppensee und Gerschni. Noch Andere dieses Geschlechtes, wie Weibel Waser und sein Sohn werden im Jahre 1570 und Jakob Waser 1590 in das Landrecht von Nidwalden aufgenommen und Einzelne gelangten zu Ehren und Ansehen.

Pannerherr Waser war ein Urthner von Wolfenschießen; dieß erhellt aus einer Rechtsfrage vom Jahre 1588: ob nämlich Landammann Waser in einem Streite zwischen Dallenwyl und Wolfenschießen als Richter beizügen dürfe, da er ja zu Wolfenschießen zum „Urthner angenommen worden sei.“ Der Entscheid lautet, ja: er war aber auch ein Genosse von Stans, indem 1579 neben Ritter Melchior Lussi und andern Genossen von Stans im Namen derselben gegen die Buochser vor einem Schiedgericht erschien. Er selbst war verheirathet mit Margaretha Zelger, Wittwe des Friedrich